

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 30 (1940)  
**Heft:** 52

**Artikel:** 1798 : der Fall des alten Bern : das Trommelfeuer der Propaganda lähmt die Schweiz und isoliert Bern  
**Autor:** Jaggi, Arnold  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-649616>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

1798

## Der Fall des alten Bern

Das Trommelfeuer der Propaganda lähmt die Schweiz und isoliert Bern

Von Arnold Jaggi\*)

Mit zwei Figuren suchte Frankreich seinen Kampf um die Schweiz zu gewinnen, mit dem Krieger und mit dem Revolutionsmann oder den Revolutionsmännern, den einheimischen oder den ins Land geschickten. Der bekannteste unter diesen letzteren ist der oft erwähnte Josef Mengaud. Er kam im September 1797 in die Schweiz. Um die Jahreswende wurde er zum ordentlichen Geschäftsträger, zum Gesandten, ernannt. Man hatte ihm die Aufgabe gestellt, die Schweizer zu bearbeiten, sie mit schönen Worten zu locken, zu bezaubern, zu entzweien, aufzustacheln und zu verwirren. Er hatte zu lügen, zu wühlen, das Land zu umgarnen, zu unterhöhlen und ins Unglück zu stürzen. Dem, was er als Amtspflicht übernahm, genügte er nicht bloß von außen her um des Lohnes willen. Er machte sie vielmehr zu seiner Sache und seinem Anliegen. Die Revolutionierung der Schweiz sollte sein Werk sein. Wer ihn in seinen Lieblingsgedanken und Unternehmungen störte, wer ihm Widerstand leistete, wer den Erfolg gefährdete, den haßte er mit seinem ganzen Ingrim. Zuweilen raste er in seinen Schreiben wie ein Fieberfranker. Als anfangs Februar die Solothurner Regierung ungefähr vierzig Neugesinnte hinter Schloß und Riegel gesteckt hatte, da meldete er das wutschnaubend dem Direktorium und knirschte: „Ah, wenn ich nicht Euren Tadel fürchten müßte, wie wollte ich Euch die Kanaille zurichten!“ Und dann spricht er davon, was es in diesem selben Kanton für hübsche Fläschchen gäbe und was für ein Vergnügen er daran fände, „die Fische in ihnen mit dem frischen Fleisch der Priester und Oligarchen zu mästen“. Das Direktorium mußte den Ungebärdigen gelegentlich in die Schranken weisen.

Wie ging er zu Werk? Er ermutigte z. B. die französischen Militärs zu Vorstößen und Übergriffen etwa mit der Bemerkung, er werde die später zu erwartenden Reklamationen schon beantworten, verschleppen oder mit der Erklärung erledigen, der General habe besondere Anweisungen gehabt. Als die baskische Nationalversammlung in einem derartigen Falle darauf aufmerksam machte, daß Grenzverletzungen stattgefunden hätten, da kehrte er hurtig den Spieß um und klagte geräuschvoll, wie unmenschlich die Basler gegen Frauen und Kinder wären. — Der Wolf erhebt auch in der Politik immer wieder Vorwürfe gegen das Lamm. Die Welt soll es nicht merken, daß Schuldlose erwürgt werden.

Mengaud verbreitete in der ganzen Schweiz massenhaft Flugblätter, nicht etwa heimlich, sondern offen, ja, er sandte sie herausfordernd gleich auch dem Borort zu. Er mischte sich in Gerichtshandel ein, suchte und pflegte planmäßig die Verbindung mit den Revolutionslustigen, unterstützte, begünstigte sie, nahm sie in Dienst oder merkte sie für später vor. — Der „berühmte Fischer Sami“ aus Ukenstorf z. B., der mit andern Neugesinnten dieses Dorfes nach Basel ausgewandert war, konnte den einmarschierenden Franzosen Straßen und Fußwege weisen. — Flüchtigen gewährte Mengaud Unterschlupf und, wie wir wissen, allen Anhängern Sicherheitscheine, einzelnen und ganzen Dorfschaften. In der Stadt Aarau, in die er anlässlich der letzten Tagsatzung mit vierspänniger Kutsche und flatternder Trifolore einfuhr, bemühten sich vor allem die Mitglieder der angesehenen Familien um derartige Schirmbriefe und persönliche „Sicherheitskarten“. Ihr starkes Selbstbewußtsein und Unabhängigkeitsbedürfnis sträubte sich gegen die Herrschaft Berns. Für den Fall, daß dieses sich dem aufständischen Aarau mit

bewaffneter Macht nähern oder seine Einwohner „wegen ihrer Meinungen“ beunruhigen sollte, drohte Mengaud mit dem Anmarsch der französischen Truppen „auf allen Punkten und auf dem kürzesten Wege“ gegen die Marestadt. Das Kühnste, was Bern gegenüber seinen unglaublichen Herausforderungen etwa wagte, war, daß es dieses oder jenes Schreiben nicht beantwortete. Dagegen versicherte es immer wieder, es verfolge keine bösen Absichten, es liebe den Frieden. Die Franzosen verloren den letzten Respekt vor der alten Eidgenossenschaft und insbesondere vor Bern.

Was den Inhalt von Mengauds Flugschriften und Briefen anbelangt, so fand sich da unter anderem jenes bekannte und geschmacklose „Vaterunser eines ächten und freien Schweizlers“, das mit den Worten begann: „Wilhelm Tell, der Du bist der Stifter unserer Freiheit; Dein Name werde geheiligt ...“ Im übrigen wiederholten die Propagandaschriften unermüdlich, Frankreich meine es gut mit der Schweiz; darum wolle es, daß sich diese eine ähnliche Staatsform gebe wie die der französischen Republik. Wer leistete Widerstand? Die Regierungen zweier Kantone, Berns und Solothurns, also bloß „eine Handvoll wütender Tyrannen“, „Mörder“, „Zerstörer“ des Landes, „verworfen, lasterhafte Häupter der Oligarchie“, „gierige Regenten ohne Charakter und Ehre, immer bereit, sich Frankreichs Feinden zu verkaufen“. „Eure Obrigkeiten betrügen Euch, wenn sie versichern, daß eine heilsame Wiedergeburt nur unter Schmerzen und Unglück geschehen könne. Eure Obrigkeiten betrügen Euch, wenn sie mit frecher Stirne verkündigen, daß die französische Republik sich Eures Bodens bemächtigen wolle“. Frankreich habe niemals „irgend einen Plan gefaßt“, schweizerische Gebiete gewaltsam zu erobern. „Die französische Republik kennt in Helvetien nur einen Feind, und dieser ist noch mehr der Eurge. Es ist der Rat von Bern, dieser wahnsinnige Tyrann, dieser Verbrecher an allen helvetischen Kantonen.“ Sobald „die demokratischen Grundsätze“ verwirklicht seien, werden die französischen Truppen sich zurückziehen.

Glaubte man Mengaud? Haben Lügen nicht kurze Beine? Gewiß; aber sie sind immerhin lang und flink genug, um leichtgläubige Massen während der entscheidenden Zeitspanne irre zu führen. Und darauf kommt es bei großen geschichtlichen Umwälzungen so oft an. Es gilt, den Umschwung zu vollziehen, bevor die wahre Absicht der Handelnden durchschaut wird. Dann ist es zum Widerstand zu spät, und auch diejenigen vermögen nichts mehr, auf deren Hilfe die neuen Herren zuvor angewiesen waren. Auf dieses Gesetz bauten alle diejenigen immer wieder, welche die Täuschung und die ausgesprochenste Lüge als ein Kriegsmittel wie ein anderes, ja als geschichtsbildende Macht und Schwungkraft ersten Ranges betrachtet und benutzt haben.

Auch Mengaud hatte Erfolg. „Von der französischen Republik erwarteten wir jetzt unsere Rettung, unser Heil, von Bern unser gewisses Verderben.“ So erzählt ein Vertreter der revolutionierten Aarauer.

Von allen Seiten konnte das bis dahin viel beneidete, aber mehr gescheute als geliebte Bern in seiner Bedrängnis den Ratsschlag hören, sich zu demokratisieren, dann würden die Franzosen das Land verlassen. In der Stunde der Not werden die luzernischen Truppen in Langenthal stehen bleiben und der Marestadt anzeigen, sie seien nicht dazu da, eine aristokratische Regierung direkt oder indirekt vor einem fremden Angriff zu

\*) Aus dem trefflichen Geschichtswerk von Arnold Jaggi, „Aus der Geschichte Europas und der Schweiz 1650—1815“, das auf keinem Bücherbrett im Bernerhaus fehlen sollte.

schützen; sie hätten nur das Gesamtvaterland zu verteidigen und könnten darum bis auf weiteres ihren Marsch nicht fortsetzen. Daß die Aufgebotenen in Zürich und Schaffhausen ähnlich dachten und zum großen Teil gar nicht ausrückten, wurde schon erzählt. Kurz, es gelang, die Orte immer mehr von Bern abzu ziehen und alle miteinander zu lähmen und zum Handeln unfähig zu machen. Das Trommelfeuer der französischen Propaganda hatte gewirkt, nicht zuletzt deshalb, weil es in unserem Lande an Beweglichkeit, Entschlußkraft und Opferinn fehlte.

### Politischer Umschwung in Bern.

Eine Schweiz, die durch das aristokratische Bern beherrscht wird, bedeutet für Frankreich immer eine Gefahr. — Diesen Gedanken wiederholte Dohs, der die bernischen Patrizier haßte, den Direktoren in Paris und Bonaparte unaufhörlich. Und es war nicht zu leugnen: Wenn Frankreich die Schweiz unter seinen Einfluß bringen wollte, mußte es vor allem Bern dann niederwerfen. Wie dachten hier Volk und Obrigkeit?

Schon aus dem Jahre 1791 wird uns berichtet — wohl mit einiger Übertreibung: „Der Geist des Aufruhrs fängt im Bernerland an; die Menschen wollen sich Freiheit verschaffen; Streitschriften gegen die Obrigkeiten erscheinen in der Stadt fast alle Tage.“ Früh beschäftigte man sich in Langnau mit den neuen Ideen. Angesehene Männer, so hieß es, kommen da heimlich zusammen, sprechen über die französischen Grundsätze und vielleicht auch davon, wie man sie anwenden könnte. Sie unternahmen jedoch nichts. So konnte die Regierung nicht eingreifen.

Um den Jahreswechsel 1792/93 finden Beratungen im Hause des Doktors Waser in Thurnen statt. Eine Bittschrift entsteht und wird dem Berner des Landgerichtes Seftigen vorgelegt. Ihr Ton ist ehrfürchtig. Die Regierung aber faßt Mißtrauen, verhöört und untersucht, vermag jedoch nichts Straßbares festzustellen. Darauf vernimmt man, daß es in Konolfingen und Umgebung Störefriede gebe. Ein Höchstetter reitet im Emmental herum und will die Leute aufwiegeln. Verdächtig sind vor allem der Seifenfabrikant und Branntweinhändler Niklaus Dugspurgen in Höchstetten und seine Freunde. Was haben diese Männer nach Genf und nach Frankreich zu schreiben? Und was steht in den Briefen, die sie von da empfangen? Hat Dugspurgen Bekannte in der Rhonestadt, weil er vor Jahren dort im „Gasthaus zur Wage“ Stallknecht gewesen ist?

Nicht nur auf dem Lande, sondern auch in der Stadt gibt es Leute, „die nach französischer Freiheit verlangen“. Unzufrieden ist vor allem ein beträchtlicher Teil der vom Regiment ausgeschlossenen Bürgerchaft.

Als die Franzosen Mitte Dezember 1797 das St. Immer- und das Münsfetal besetzten, verbreitete sich große Aufregung im Lande. Die einen besorgten, die andern hofften, die Zeit der Umwälzung sei gekommen. In der Stadt befürchtete man Unruhen. Die Fremden wurden sorgsam aufgeschrieben und überwacht. In Höchstetten hieß es anlässlich dieser Besetzung, im Falle eines weiteren französischen Vordringens sei es besser, nicht Widerstand zu leisten, sondern ein oder zwei Freiheitsbäume aufzurichten, man werde dann nicht geplündert. Dugspurgen, damals Gemeindeobmann, berief plötzlich auf einen Sonntagnachmittag eine Gemeindeversammlung ins Schulhaus und erklärte, man sollte mit den Franzosen Frieden halten und die Regierung anfragen, warum sie Truppen aufbiete. Schon am Dienstag vernahm diese von der außergewöhnlichen Veranstaltung und ließ den Anstifter und drei andere in einer Kutsche nach Bern ins Gefängnis abführen. Bei der Untersuchung fanden sich bei Dugspurgen französische Schriften, z. B.: Les victimes du despotisme, die Opfer des Despotismus, und allerlei Briefe. Aus diesen erfuhr man, daß der Gemeindepräsident von Höchstetten sich im Einverständnis wußte mit einer Anzahl städtischer Bürger, die gemeinsam revolutionsfreundliche Zeitungen hielten und sich ab und zu heimlich trafen.

In einer derartigen Versammlung in Weyermannshaus hatten sie beschlossen, dem großen Korben auf seiner Durchreise jene Bittschrift zuzustellen. Darauf war der Kaufmann Cornelius Henzi nach Fraubrunnen geeilt, um dem „göttlichen Bonaparte, dem Messias und Befreier der Schweiz“, die Schrift zu überbringen. Da dieser nicht selbst zu erreichen war, übergab der Abgesandte seine Papiere einem Husaren. Dem Nachtwächter rief Henzi jenseits zu: „Hört, was ich Euch will sagen: Zweihundert den Kopf abschlagen“. Die Zweihundert, das waren die Mitglieder des Großen Rats. Als die Untersuchung begann, floh Henzi zu Mengaud mit einem Gesuch, er möchte für Dugspurgen Fürsprache einlegen. Dies geschah auch, aber nützte nichts. Dugspurgen wurde zu sechs und ein anderer zu vier Jahren Kerkerhaft verurteilt.

Nicht nur Landleute und städtische Bürger, sondern selbst junge Patrizier stimmten den neuen politischen Lehren zu, so z. B. Emanuel von Fellenberg, der Stifter Hofwils, und Johann Rudolf Steck. Diese beiden und einige Gesinnungsfreunde sammelten Ende Januar 1798 Unterschriften dafür, daß die Regierung auf gleichmäßigem Wege Reformen einführe. Das erfüllte altgediente Standesgenossen mit Erbitterung und wildem Zorn, so unter anderem den jungen Patrizier Karl Ludwig Stettler, der eines Tages Steck auf der Straße heftig zur Rede stellte und ihm drohte, eher mit Soldaten „alles unter Blut zu setzen“, als dieses Treiben länger zu dulden. „Steck suchte sich mit der gebieterischen Notwendigkeit, mit dem Drange der Umstände zu rechtfertigen“, so erzählt Stettler „und fragte mich endlich, ob ich denn einen Bürgerkrieg wolle? Ja freilich, antwortete ich rasch und trotzig, lieber als Euch und Euresgleichen Meister zu lassen.“ „Wahret Euren Kopf!“ So rief Stettler zum Abschied. Steck blieb tief bestürzt und entsetzt über diese Leidenschaft stehen.

Die Gefahr, die von den Franzosen in der Waadt und im Jura drohte, wurde immer deutlicher. Darum schlug ein Mitglied des Rates, Major von Mutach, am 26. Januar vor, aus allen Städten und Bezirken des deutschen Kantons steifes Männer in ihre Behörde zu berufen oder wählen zu lassen, ihnen die Not des Vaterlandes vorzustellen und darauf mit ihrem Einverständnis an Frankreich den Krieg zu erklären. Von Mutach hoffte, auf diese Weise werde der Kampf zu einer Volks- und Freiheitsache.

Hatten die Obrigkeiten früher nicht auch vor wichtigen Entscheidungen das Volk in den Gemeinden angefragt oder Ausschüsse in die Stadt berufen, z. B. vor der Eroberung der Waadt? Allein es bestand ein großer Unterschied zu jenen Zeiten. Damals besaß die Regierung Kraft und Entschiedenheit. Auch stand sie in hohem Ansehen. Jetzt wollte — oder mußte sie —, so meint ein patrizischer Geschichtsschreiber, die Volkstreue durch Herablassung erbetteln. Und die Frage war, ob der so gewonnene Gehorsam sich bei der Probe bewähren würde. Die große Menge, so bemerkt unser Patrizier, will im Augenblick der Gefahr nicht gefragt und geschmeichelt, sondern geleitet und entschlossen angeführt werden.

Der Antrag wurde beraten. Zuletzt äußerte sich der greise Schultheiß Friedrich von Steiger: „Gnädige Herren! Wenn uns dieser Vorschlag nicht rettet, so wird er uns gewiß töten.“

In der Tat, wenn der Landesfeind schon an den Grenzen steht, gelingt es fast nie, die politischen Verhältnisse auf eine glückliche Weise neu zu ordnen. Woher sollten Führer und Volk Kraft, Klugheit und ruhige Überlegung nehmen, um den Kampf gegen außen zugleich mit dem inneren Neuaufbau zu einem guten Ende zu bringen?

Steigers Abmahnungen waren umsonst; der Vorschlag wurde einstimmig angenommen. Sogleich ernannte man zweiundfünfzig Abgeordnete. Hierbei ging nicht etwa, und das ist wichtig, das gesamte Volk zur Urne. Vielerorts bezeichneten Beamte, die von der Regierung abhängig waren, die Ausschüsse oder beeinflussten wenigstens die Wahlen.

Am 2. Februar erschienen diese Abgeordneten zum erstenmal im Ratsaal. Wie ungewohnt diese vielen neuen Gesichter, diese Männer aus den Landstädten und den Landbezirken! Dieser Siegenthaler und Neuenchwander aus dem Emmental, dieser Gygax von Herzogenbuchsee, Bützberger von Bleyenbach, dieser Balsiger und Bigler aus Sternenbergr und Ronolfingen, dieser Joneli aus dem Simmental und Ringier aus Zofingen. . . Zu den bedeutendsten Vertretern gehörten Fürsprech Bay aus den Regimentsfähigen der Stadt Bern und der Arzt Albrecht Kengger aus Brugg. Alle diese Männer äußerten sich bei den Rundfragen, stellten Anträge und stimmten ab.

Am folgenden Tag, am 3. Februar, faßte die so erneuerte Behörde „Schultheiß, Klein und Große Räte und Ausgeschlossene der Städte und Landschaften des Eidgenössischen Standes Bern“ den Beschluß: „Züngstens innert Monatsfrist ist eine Kommission einzusetzen mit dem Auftrag, eine verbesserte Staatsverfassung zu entwerfen, die grundsätzlich jedem Bürger den Zutritt zu allen Stellen in Regierung und Verwaltung und dem Volk das Recht gewährt, selbst Vertreter zu wählen. Binnen eines Jahres soll ihm die neue Verfassung zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden. Es charakterisiert den Augenblick, daß man

das Bedürfnis empfand, ausdrücklich zu erklären, die geplante Revision sei ohne jede „fremde Einmischung vorzunehmen und zu vollenden“.

Der erwähnte junge Patrizier Johann Rudolf Steck, der damals auf der Staatskanzlei arbeitete, sandte diese Proklamation sogleich seinem Freunde Vikar Fischer ins Pfarrhaus zu Höchstetten. Mit hastiger Hand griff Fischer nach ihr, las und, so erzählt er in einem Briefe, „tief im Busen erhob sich die Rührung, welche sich bald Luft machte in Tränen, der Menschheit ein heiliges Opfer! — . . . Ich suchte jemand, dem ich Gleichheit! zurufen könne, der Schreiber Bühlmann trat herein, und er empfing als Repräsentant meiner Mitbürger den Bruderkuß. — Frankreich! schone ein friedliches Volk!“ Am Ende des Briefes fragt er bedenklich: „Ach — werden wir Frieden haben? —“

Steck antwortete: „Auch wir, mein Teurer, haben freudetrunknen frohlockt über die Morgenröte eines schöneren Tages. Aber wird er auch wirklich so hell sein, dieser Tag? Sind wir gerettet? Wer entfernt jene Scharen der fränkischen Macht-haber? Müßten wir zum Schwerte greifen?“ Das war die schwere Frage.

## Neues von der landwirtschaftlichen Forschungsarbeit.

Die Notwendigkeit, aus dem eigenen Boden das Mögliche herauszuwirtschaften, hat in Deutschland schon seit Jahren dazu geführt, systematische, großangelegte Versuche auf wissenschaftlicher Grundlage zu unternehmen, um neue, bessere Methoden des Anbaues oder die Möglichkeit der Heranzüchtung ertragreicherer Sorten vieler Nutzpflanzen zu prüfen. Die Zusammenarbeit zwischen dem Forscher, der „mit dem Hirn pflügt“ und dem Praktiker, der die wissenschaftlich erkannten Ergebnisse in der Praxis ausprobiert und verbreitet, ist heute wohl wichtiger denn je. So ist beispielsweise daran zu erinnern, daß nur durch Großversuche an Hunderttausenden von Kindern auf einer Ostseeinsel ein brauchbares Serum gegen die verheerende

Technik in derselben Zeit gemacht habe. Man übersieht aber dabei, daß auf dem Gebiete der Landwirtschaft nicht viel geringere Fortschritte zu nennen wären, bloß sind deren Ergebnisse nicht so in die Augen springend.

Die wichtigste Aufgabe der wissenschaftlichen landwirtschaftlichen Forschung ist nun heute, planmäßig eine Sortenwiderstandskraft gegen schädliche Pilze und Tiere, Widerstandskraft gegen Frost und Dürre heranzuzüchten, die im Laufe der Jahrzehnte viele Millionenwerte vernichtet haben. Ein besonders gutes Beispiel für die Arbeit der landwirtschaftlichen Wissenschaft ist dabei heute

### Die Kartoffel.

Durch die Resistenzzüchtung hat die Wissenschaft dem Kartoffelfäule- und der Krautfäule, diesen beiden gefürchteten Seuchen, den unerbittlichen Kampf angesagt. Sie tut dies, indem sie die wilden Ahnenformen der Kartoffel mit den neuesten Edelzüchtungen kreuzt, also wieder ursprüngliche Kräfte in die hochgezüchteten und daher leicht degenerierten Sorten einführt. Zu dem Zweck hat eine Expedition Wildkartoffeln aus Amerika geholt, die ursprüngliche Wildlingsfrucht, aus der alle unsere Kulturformen abstammen. Die Versuche sind sehr schwierig, weil man den hochentwickelten Sorten nicht nur Vorzüge, sondern auch Nachteile anzüchten kann. Aber nach der wissenschaftlichen Erkenntnis kann die Züchtung widerstandsfähiger Sorten nur mit Hilfe von Wildarten gelingen. Die Dauer solcher Versuche muß auf eine ganze Reihe von Jahren ausgedehnt werden. Die größten Schwierigkeiten sind jedoch heute bereits überwunden. Es ist zu erwarten, daß in einigen Jahren die Widerstandsfähigkeit der neuen Hochzüchtungen gegen Breitfäule, Krautfäule und gegen den Kartoffelfäule erreicht sein wird. Nicht zu Unrecht hat auf dem Internationalen Landwirtschaftskongreß in Dresden der französische Pflanzenbiologe Trouvelot den Kartoffelfäule als eine „europäische Gefahr“ bezeichnet. Durch Giftpilzung kann man den Befall zwar aufhalten, die Gefahr aber nicht völlig aus der Welt schaffen. Die neuen Versuche, die Speisekartoffel mit der Wildkartoffel zu kreuzen, werden heute in Deutschland durchgeführt und in den verseuchten Gebieten Frankreichs überprüft. Man hat Käfer auf die neuen Sorten ausgesetzt und festgestellt, daß manche dieser neuen Züchtungen nur in geringer Weise oder überhaupt nicht

(Schluß auf Seite 1327).

### Maul- und Klauenseuche

wissenschaftlich erforscht und hergestellt werden konnte, so daß heute die berechtigte Hoffnung besteht, daß ein neuer Seuchenzug durch eine systematische Abwehr für immer erfolgreich eingedämmt oder verhindert werden kann. Die Maul- und Klauenseuche wird, wie dies wissenschaftliche Autoritäten auch bei uns versichern, dank dieser umfassenden Versuche und Forschungen, für immer zu den überwundenen Kulturkrankheiten gehören, wie Pest, Cholera oder Pocken. Es ist tröstlich zu wissen, daß der Seuchenzug, der noch 1939 weite Gebiete der Schweiz, besonders Graubünden, verheerte, wirklich der letzte gewesen ist.

Das Äußerste aus dem Boden herauszuholen, Höchsterträge zu erzeugen ist nun, da alle Zufuhren so stark eingeschränkt sind, für unsere Landwirtschaft nationale Pflicht. Was dabei durch eine planmäßige Anbautechnik und durch Maßnahmen auf dem Gebiete der Pflanzenzucht erreicht zu werden vermag, zeigt ein Blick in die Schriften der alten bernischen Ökonomischen Gesellschaft, in denen erstmals und für ganz Europa in vorbildlicher und wegleitender Weise systematische Anbauversuche oder neue Nutzpflanzen und verbesserte Sorten beschrieben und dem Praktiker zur Ausprobierung empfohlen wurden. Wenn man dabei die dort empfohlenen Methoden oder etwa die durch die Ökonomische Gesellschaft mit Prämien für vorbildliche Pflanzung oder Höchsterträge ausgezeichneten damaligen Errungenschaften mit dem heutigen Stand der Produktion vergleicht, wird man erstaunt sein, was für eine großartige Entwicklung die Landwirtschaft in den vergangenen hundertfünfzig Jahren durchgemacht hat. Man hört immer nur von der Entwicklung der Technik sprechen und von dem großen Fortschritt, den die